

Ich will es gern sagen, da ich darum gefragt werde: daß ich zeit meines Lebens, auch auf den dunkelsten Wegen, nur die Hand habe auszustrecken brauchen, um jemanden zu finden, der unsichtbar neben mir gegangen ist. Niemals bin ich ganz verlassen gewesen. So einfach und ärmlich mein Elternhaus im Irdischen und wohl auch im Geistigen war, so konnte es mir doch auf meine Reise mitgeben, was auch der Ärmste seinen Kindern mitgeben kann: das ganze Wort Gottes. Und so kümmerlich die Schule meine Seele auch versorgen mochte, doch konnte sie mir mitgeben, was sie vielleicht nur für eine geistige Mitgift ansah, aber was sich dem hungrigen Gemüt in eine unerschöpfliche Speise verwandelte: das Wort der Dichter. Und wenn es auch nicht alle Worte und nicht alle Dichter waren, so war es doch die Bereitschaft zu ihnen allen, der Schlüssel zum Tempelort, und mir mochte nun überlassen bleiben, ob ich ihn in ein tiefes Wasser warf oder das Heiligtum öffnete. Und so vieles mir auch in meiner ärmlichen Jugend und in einem wenig ausgewählten Umgang versagt bleiben mochte, doch blieb der Weg zu den "schrecklichen Engeln" mir nicht verschlossen, die bei Beethoven, bei Schubert oder bei Wolf auf eine verzehrende Weise von den schleierlosen Dingen sprachen, die keiner anderen Kunst zugänglich oder gar verkündbar waren.

Ich habe diesen Dank in den letzten Jahren mitunter auszusprechen versucht, in denen das bittende oder fordernde Leben sich ja langsam in ein dankendes verwandeln will. Und ich will nun an dieser Stelle gern sagen, daß unter den treuen Begleitern meines Lebens das Gedicht nicht der geringste gewesen ist. Zwar hat es sich gewandelt mit meiner eigenen Wandlung, und die Verse vom lieben Gott, der durch alle Mauern und Wände sieht, sind zurückgeblieben gleich den Kinderschuhen, in denen man ängstlich stand. Auch sind die Verse der Klage langsam verstummt, die in dunklen Jahren uns trösten wollten, wie Kinder in verlassenem Häusern oder Gärten vor sich hin singen. (Aber die Stille nach dem Gesang macht die Mauern und Wipfel noch drohender.) Auch die Verse des Trot-

zes und des Hohnes sind verstummt, mit denen wir das Unverständene und Unerwiderte in uns hingeben wollten an die großen Empörer, um so ihresgleichen oder doch wenigstens in ihrem Schatten zu sein. So lange vielleicht, bis wir bei Storm die erschreckenden Verse fanden:

"Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!" Aber in allem Wandelbaren blieb doch etwas, was uns niemals verließ. Das für lange Zeit in den Hintergrund trat, wie eine alte Kinderfrau vor einem lärmenden Besuch in den Hintergrund tritt, aber was doch gleich wieder an unsrer Seite stand, wenn das Herz uns bitter war von Klage oder Spott. An einem einsamen Abend in unsrem ratlosen Leben oder inmitten der Rotte, wenn alles Edle unter ihren Händen zerrieben war wie Staub in einem zerbrochenen Haus.

Da stand es da zu unsrer rechten Hand, als wäre es niemals fortgewesen: ein Heilandswort, ein Gesangbuchvers oder der Anfang eines Psalmes aus der ersten kleinen Schulstube der Kinderzeit, oder eben ein Gedicht. Und so erfüllt von Leuchten und Heiligkeit war es, so unwidersprechlich in seinem Ernst und seiner Größe, aber auch in seiner tröstenden Gewißheit, wie es eben nur die Dinge sind, wenn sie zum ersten Mal in unser kindliches Leben eintreten und dort eingegraben werden bis zu unsrer Todesstunde.

Junge Menschen mögen wohl wie junge Völker leben, kreatürlicher als die Erwachsenen, der Erkenntnis und dem Verzicht noch abgewandt und dem Geschehen der Natur noch auf eine ursprünglichere Weise hingegen und verbunden. Vogellied und Fall der Blätter, Mittagsstille und Mondenschein sind in unser junges Leben noch mit tieferen Fäden eingewebt, und Liebende wie Trauernde stehen an den nächtlichen Ufern der Flüsse, weil sie ohne ihr Zutun zum Symbolischen erzogen werden, in dem die Vergänglichkeit sich offenbart. Und es mag wohl eine Urform kosmischer Verbundenheit des Menschen sich darin äußern, und nicht nur ein sentimentales Hingebensein, wenn Liebende und Trauernde, ja wenn die Werdenden überhaupt dem "stillen Gefährten der Nacht" auf eine besondere Weise verfallen sind. Anders als die Gewordenen oder die nüchtern Handelnden, Schaffenden oder Erhaltenden, für die sein Licht einen Trost im Rastlosen ihres Daseins bedeuten kann, ohne daß sein Schein sie gleich einer Verzauberung betäubend überfiele. Zu uns aber kam er gleich der anderen Seite der Welt, der verborgenen und ersehnten, zu uns Liebenden, Trauernden

oder Dichtenden, und von da ab ist er bei uns geblieben, gleichviel ob wir der Trauer oder der Liebe entsagt haben, und mit ihm ist es gegangen wie mit so vielem, was zuerst eine Sehnsucht, ein Schmerz oder eine Klage war: es ist ein stilles Brot in unsrer Hand geworden, ein "Trost der Welt". So wie es mit den Gedichten geworden ist, die wir einst in Leidenschaft und Entrücktheit vor uns hin sprachen oder weinten, die göttliche Sprache, die uns wenigstens nachzusprechen erlaubt war: heute sind sie ein stiller Besitz, den wir am Herzen tragen, der Leidenschaft vielleicht entkleidet aber nicht der Schönheit, etwas was mitgegangen ist wie die Bibel und was wir gern noch hören möchten, wenn wir schon nichts anderes auf dieser Welt mehr anhören wollen.

"Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar ..."

Dieser Verse muß ich wohl zuerst gedenken, wenn ich von den treuen Begleitern sprechen will. Ich weiß nicht mehr, wann sie zum erstenmal vor mir erschienen - denn gleich einer Erscheinung überwältigten sie das junge Herz -, aber niemals mehr haben sie mich verlassen. Sie sind so mein Eigentum geworden wie mein eigener Atem. Sie sind in mir, ohne daß ich es weiß, ein Teil von mir, ohne den ich nicht wäre, was ich bin. Vermag ich zu sagen, wie es zugegangen ist? Ich habe diese Verse niemals zergliedert, geprüft und gewogen. Sie sind mir wie die Natur, aber wie eine höhere, geoffenbarte Natur. Sie sind der Schlacken und des Makels alles Menschlichen entkleidet. Sie sind das Letzte, was ein Menschenmund auszusagen vermag. In jenen vergangenen Jahren, als ich die Schönheit der Welt zu fühlen begann, als ich durch Feld und Wald streifte, "gespannt mein Feuerrohr", indes die Erwachsenen schon lange dem verständigen Schlafe hingegeben waren, geschah es mir oft, daß ich stehen bleiben mußte, gleichsam von einer Welle des Vergessens überspült, des Außermirseins, und daß ich, in Schauen verloren, diese Verse vor mich hinsprechen mußte:

"Der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steigt
der weiße Nebel wunderbar ..."

Nichts veränderte sich, nichts begab sich. Aber ein Glück ohne Maßen überströmte mich. Daß ich es so nachsprechen durfte. Daß es in diese Worte eingefangen und eingeschlossen war: das Wunder der Schöpfung, Schönheit und Sehnsucht, Frommsein und Friede " ... der weiße Nebel wunderbar ..." Und so den ganzen Gang der Verse entlang, bis zu jenem begnadeten "und unsern kranken Nachbar auch."

Auch waren sie an keine Grenzen gebunden, weder des Lebens noch der Länder. An den Mooren Rußlands galten sie wie vor den Wüsten der Champagne. Auch das Herz schlug ja hier wie dort. Auch Gedanken und Schmerzen kamen ja nicht zur Ruhe. Das Leben war ja da, und die Verse waren eben eingegangen in das Leben. Sie waren mein Blut geworden.

Es werden wohl Jahre vergangen sein, ehe ich das zweite Gedicht gewann. Solange wie man von der kindlichen Frömmigkeit bis zu dem Augenblick braucht, da man zum erstenmal auf einem Stein der Straße niedersitzt und sagt: "Ich kann nicht mehr." Man weiß nicht, daß man noch Unendliches kann, an Handeln und Leiden. Daß dieser selbe Stein noch die Wärme dessen trägt, der eine Stunde zuvor alle Schmerzen der Welt in sich begraben meinte. Daß Tausende nach uns dort sitzen werden, alle Jungen, Auswandernden und Gottsuchenden. Ja, daß dort vor hundert und mehr Jahren schon derjenige saß, dem damals die Worte der Erlösung für alle Nachfolgenden geschenkt wurden, der Urleidende gleichsam, durch dessen Mund wir nun alle sprechen können: "Der du von dem Himmel bist ..."

Gab es einen, der wie wir "doppelt elend" war? Ließ sich ein "Leid und Schmerz" dem unsrigen vergleichen? Heute wissen wir das alles, da wir unseren Purpurmantel still abgelegt haben. Manche werden mit Lächeln zurückblicken, manche sogar mit Scham. Wir aber fühlen als einen tiefen Trost, als einen Trost des richtigen Weges, daß diese Verse uns geblieben sind, wie auch Schmerz und Lust sich verwandeln mögen. Sie sind geblieben, wie die Jahre uns bleiben, die einmal unser waren. Sie sind gewesen, aber nicht gelöscht. Sie sind das Element, in dem wir sind, die Verse sind die Verse dieses Elements, und sie austreichen wäre dasselbe, als ob wir das Blut aus uns fortströmen lassen wollten, das damals, in jenen Jahren, unsre Adern erfüllt hat. Das Unsterbliche eines Verses ist nicht geringer als das Unsterbliche des Blutes. So wird es also ein Stück Lebensgeschichte, was aus der

Zusammenstellung dieser drei oder vier Gedichte sich auftut? Es wird wohl so sein müssen, denn wenn die Überschrift richtig ist, von den treuen Begleitern, wenn es richtig ist, daß diese Verse nicht nur ein Schmuck oder Zierat des flüchtigen Lebens waren, sondern ein Teil des Lebensblutes: dann muß es wohl ein Stück Lebensgeschichte sein. Mitunter, wenn ich mit Vorstellungen spiele, denke ich mir, daß jedes Leben sich darstellen ließe durch die Aufreihung der Kleider, die man getragen hat. Eine lange Stange in einem großen, leeren Raum, und auf ihr hingen am Beginn das erste Kinderkleid und am Ende das Totenhemd. Und dazwischen käme eins nach dem anderen, was uns einmal bekleidet hat: der zerrissene Anzug der Indianerspiele und der Konfirmationsrock, das Tanzstunden und Examensgewand, das graue schmutzige Kleid des Krieges und das Kleid der Feste, die Zeugen des Gartens und der Reisen, und endlich neigte sich alles zum Bettlerkleid oder höbe sich auf zu dem des Erfolges und des Ruhmes. Und darunter ständen alle Schuhe, die wir vertreten haben, still nebeneinander, und unsichtbar hinge über ihnen die Wolke des Staubes, die ihren Erdenweg bedeckt hat. Eine eindringliche Biographie des Schweigens und der Vergänglichkeit.

Wieviele Jahre vergehen, ehe das dritte Gedicht mein eigen wird? Es ist schon nach dem Kriege, und in dem weglosen Dunkel, zwischen Haß und Liebe, treffen mich die Verse Hölderlins: "Warum schläft denn nimmer nur mir in der Brust der Stachel?" Wieviele sprachen es damals aus! Wieviele blickten schmerzlich auf zur goldenen Welt und baten, daß ihnen zerrinnen möchte Lieb' und Leid! Aber ein Neues war für mich dabei, etwas das ich heimgebracht hatte aus den Jahren der Zerstörung als eine schmerzliche Weisheit: "Zu viel begehrt das Herz" Wie hätte ich solches vor dem Kriege sagen können? Da das törichte Herz alles beehrte, was groß und schön war, und da aus dem Nichterreichen nur die Klage floß? Nun aber hatte ich durch den Schleier gesehen, tief hinein in den "Rachen der Schlange", und nun begann sich mir das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen. Die erste Weisheit schimmert auf, die tiefste zugleich: die der Entsagung, und ein noch bange gefühltes Glück taucht aus dem Strom des Ruhelosen und Vergänglichen: " ... endlich, Jugend, verglühst du ja friedlich und heiter ist dann das Alter." Nun ist der Weg nicht mehr so weit zum letzten Gewinn.

Mühe und Arbeit verheißen sich mir täglich sicherer. Schmerz und Freude bewegen das Herz wie ehemals, aber ich bin ihnen gleichsam dienstbar geworden, ich habe sie zu verwandeln in das, was bleiben wird. Ich habe in der Stille zu sein, wenn etwas von mir dauern soll, und ich habe die Stille als ein Glück, ja als das letzte Glück zu betrachten: "Laß, o Welt, o laß mich sein!" Schwingt der Bogen sich nicht zurück zum Anfang des Frommseins und der Einfalt? "Und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar ..." Haben wir viel mehr von der Welt erkannt als dieses?

Ja, dieses haben wir noch erkannt: daß unser letzter Gewinn niemals aus dem Wissen stammt, sondern aus dem, das einmal in einem Vers oder in einer Melodie in unser Herzblut hineingeflossen ist. Niemals, außer in einem Menschenauge, hat Gott sich uns tiefer und bleibender geoffenbart. In den Geschichten des alten Testaments kommt es bisweilen vor, daß zu einem Wandernden sich ein Jüngling oder ein Mann gesellt, von den anderen kaum unterschieden als durch den hellen Glanz seiner Augen. Und erst am Abend, am Ziel der Wanderung, geschieht es, daß die Augen des Wandernden "aufgetan" werden und er den Engel erblickt, den Gesandten des Herrn. Dann leuchten plötzlich die Worte in einem tieferen Sinne auf, die dieser gesprochen hat, und während seine Flügel schon silbern sich unter die Sterne heben, kniet der Mensch noch im warmen Sand der Wüste, indes seine Bestürzung sich mit der Seligkeit der Empfängnis langsam durchwirkt.

Wir aber glauben, daß zu allen Zeiten Gott seine Engel niedersteigen läßt zu den Wandernden und Durstigen in der Wüste.